

Deutschlands verwetzte Stätten der Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Zu diesen „verwetzten Stätten deutscher Wissenschaft“ gehört nun dem Alter nach zunächst Göttingen. Hier hatte schon zur Zeit Karls des Großen Bischof Hille bald eine Metropolitankirche nebst Bibliothek errichtet, die von späteren Kirchenfürsten vervollkommen und zu einer Art von theologisch-philosophischer Fakultät entwickelt wurde, an welcher ein Albertus Magnus, ein Thomas von Aquino, ein Duns Scotus und andere große Vertreter der mittelalterlichen Wissenschaft lehrten und eine nach Tausenden zählende Zuhörerschaft um sich versammelten. Papst Urban VI. erließ die Anstalt im Jahre 1388 zum Range einer Universität, wie denn überhaupt das Papstthum in solchen Fällen mit Vorliebe an die alten Klosterschulen, die frühesten Stützpunkte wissenschaftlicher Bestrebungen in Deutschland anzuknüpfen pflegte; gleichwohl scheint der Zweck, die Geisteslicht durch die Errichtung der neuen Universität zu festigeren Studien anzuhalten, zunächst nur in geringem Umfange erreicht worden zu sein. Erst mit der Zeit Ludwig des Bayern, welches mit Beginn des 16. Jahrhunderts seine größte Frequenz erreichte, mehr und mehr zu einem Hauptstich der Scholastik empor, seine Theologen eiferten gegen Heuschin und den von diesem begründeten Humanismus und die epistolae virorum obscurorum, welche sich die Bekämpfung der Gegner Heuschins zur Aufgabe gemacht hatten, häuften Spott über Spott auf die verhassten Dünkeltümler der rheinischen Hochschule. Uebrigens bestand dieselbe Jahrhunderte hindurch nur aus einer einzigen Fakultät, der theologischen; erst Kurfürst Clemens August errichtete daneben auch Lehrstühle für Philosophie und Jurisprudenz, denen sich seit 1775 endlich auch eine medizinische Fakultät anschloß. Da jedoch die Aufhebung der Hochschule durch die Franzosen schon bald nachher, im Jahre 1801 erfolgte, so ist Göttingen über die Bedeutung einer hohen theologischen Fakultät von ausgesprochen latinschem Charakter niemals weit hinausgekommen.

Wann und von wem die Universität Erfurt gestiftet worden, ist unsicher. Fast scheint es, als verstände sie der Stadt selbst ihre Entstehung, wie denn auch 1378 hin und wieder als Begründungsjahr angeführt wird. Jedenfalls wurde die neue Hochschule noch im 14. Jahrhundert, nämlich im Jahre 1392 unter Papst Benedict IX. eingeweiht. Ständiger Kanzler derselben war der Erzbischof von Mainz; ihre Aufhebung erfolgte 1816, bei welcher Gelegenheit das vorhandene geringe Vermögen zur Aufsehung verschiedener Erziehungsanstalten der Stadt verwendet wurde. An die ehemalige Universität erinnert noch die 1754 gestiftete, jetzt königliche Akademie der Wissenschaften und die königliche Bibliothek. Wie übrigens Göttingen ein Hauptstich der Scholastik, so war Erfurt eine Hochburg des Humanismus, den man mit Recht als den Vorläufer der Reformation zu bezeichnen pflegt. Die eigentliche Glanzzeit der Hochschule Erfurt fällt zusammen mit dem ganzen 15. Jahrhundert, um dessen Mitte sie für die berühmteste aller deutschen Universitäten galt. Ein allgemeiner Aufstand der Bürger gegen die Studenten, 1511, zerstörte sie fast gänzlich; zwar belebte sie sich allmählich wieder, aber ihre frühere Bedeutung erreichte sie nie mehr. Wichtig ist, daß Erfurt die erste Universität war, wo man, gewöhnlich durch die trübten Erklärungen von Prag und die hierdurch behingelte Uebersetzung zahlreicher Studenten von Prag nach Erfurt, die bis dahin übliche Eintheilung der Lehrenden und der Lernenden in vier Nationen verließ und dagegen die gekannte Verfassung und Verwaltung auf die Eintheilung in vier Fakultäten basirte. Wie übrigens auch unter großer Reformator Martin Luther mit Erfurt insofern in Verbindung steht, als derselbe 1501 hier immatriculirt wurde, 1508 als Professor von hier nach Wittenberg übersiedelte und sich 1521 auf der Reise nach Worms hier eines enthußlichen Empfanges zu erfreuen hatte, das jedoch hier keiner näheren Ausführung.

Im Jahre 1489 wurde Ingolstadt, und zwar direct als Universität, von Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern begründet, noch in demselben Jahre von Papst Sixtus II. bestätigt, jedoch gleichzeitiger Kriegerunruhen halber erst 1492 eröffnet. Nach dem Vorbilde von Wien in vier Nationen, hier die bayrische, rheinische, fränkische und sächsische eingetheilt, erfreute sie sich zur Zeit ihrer Blüthe eines bezüglichen Zusammenfließens wissenschaftlicher Jünglinge aus ganz Europa, doch die Chronik des Defensoren von 4000 und mehr Studenten zu berichten weiß. In der That hatten die Landesherren und so namentlich Herzog Wilhelm von Bayern, viele treffliche und gelehrte Männer aus Deutschland und Italien hier zusammenzubringen; namentlich wirkte hier von 1519-1521 der schon mehrfach erwähnte Johannes Neuschin als Professor, um dieselbe Zeit auch Dr. Eck, unseß großen Reformators Luther lebensgefährlicher Widersacher, wie denn auch des bayrischen Geschichtschreibers Aventinus bei dieser Gelegenheit gedacht sein mag. Seitdem jedoch von Mitte des 16. Jahrhunderts an die akademischen Lehrstühle mehr und mehr den Jesuiten ausgetauscht

wurden, da war es mit der Blüthezeit von Ingolstadt vorbei, das „latinsche Wittenberg“ an der Donau vermochte seine protestantische Gegnerin an der Elbe nicht aus dem Felde zu schlagen, und nur der Kuriosität halber mag hier noch der kurz nach Aufhebung des Jesuitenordens durch den Professor Weiskaupt ins Leben gerufene Alumnenorden Erwähnung finden. So war es denn für Ingolstadt keineswegs ein unerträglich Verlust, als seine hinter der Zeit zurückgeliebene Hochschule 1802 nach Landshut, 1826 aber von da nach München verlegt wurde, an welcher letztem Orte erst für ein erneutes glanzvolles Emporkommen bestrebt sein sollte.

Ueber Trier und Mainz, die der chronologischen Reihenfolge nach herabwärts aufzuführen sind, kann Mangels tieferer kulturgeschichtlicher Bedeutung dieser Plätze mit wenig Worten hinweggegangen werden. Was zunächst Trier anlangt, so wurde die an die dortige altersgraue Klosterschule anschließende Universität von Erzbischof Jakob 1472 begründet und von Papst Nicolaus V. bestätigt. Mainz, von Kurfürst Dietrich von Jülich gestiftet und nach erfolgter Befestigung durch Papst Sixtus IV. 1477 eröffnet, stand bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts in leiblichem Flor. Von dieser Zeit an aber hatten beide Hochschulen das gleiche Geschick: die Jesuiten rissen die Lehrstühle an sich, um von ihnen herab in der bekannten Weise Theologie und Philosophie zu lehren, was den raschen Niedergang beider Anstalten zur Folge hatte und schließlich bewirkte, daß bei ihrer 1798 erfolgten Aufhebung durch die Franzosen ihnen in Deutschland wohl nur wenig Lehren nachgeweiht wurden.

Auf dem im Jahre 1495 unter Kaiser Maximilian I. abgehaltenen Nürtinger zu Worms war bestimmt worden, „daß ein jeglicher Kurfürst in seinen Landen eine neue hohe Schule stiften oder die vorhandenen verbessern solle“. Dieser Anregung verdankten die zwei Universitäten ihre fast gleichzeitige Entstehung, die, auch räumlich nicht allzuweit von einander entfernt, sich gegenseitig unterstützten und ergänzten haben würden, wenn nicht — die gewaltige Persönlichkeit eines Luther der einen von ihnen zu einem erdrückenden Uebergewichte auf Kosten der anderen verholfen hätte. Wir sprechen von Wittenberg, auf dem die Kurfürst a/D. von denen namentlich die erstere hier eingehender Würdigung zu unterliegen ist.

Auf Veranlassung von Martin Pollich von Mellerstadt, Leibarzt des Kurfürsten Friedrichs des Weisen von Sachsen, im Jahre 1502 gestiftet, ist Wittenberg zunächst nach der Richtung hin geschichtlich denkwürdig, als es die erste deutsche Universität war, die nicht in erster Linie vom Papste, sondern vielmehr vom Kaiser und zwar von Maximilian I., das Befähigungsdiplom erhielt; erst nachträglich wurde auch die päpstliche Anerkennung nachgesucht und von Julius II. ertheilt. Die frühesten Studenten der neugegründeten Hochschule, als deren Schutzpatron der heilige Augustinus galt, datiren von 1508; in der Folgezeit sah sie sich der in Wittenberg grassirenden Pest halber genöthigt, ihr Domizil mehrfach zu verändern und der Reihe nach in den Städten Herzberg, Senn, Salsleben und Torgau eine vorübergehende Heimstätte zu suchen. An den letztgenannten Ort folgte der wandernde Hochschule Luthers Blüthe, die auch in Torgau begraben liegt. Wie aber der Name Wittenberg für alle Zeit unzer trennlich mit dem Begriffe und der Durchführung der großen kirchlichen Bewegung des 16. Jahrhunderts verflochten ist, das bedarf hier keiner ausführlicheren Erwähnung. Es genügt der kurze Hinweis, daß der von Erfurt berufene Augustinermönch Martin Luther hier seit 1508 als Professor der Ethik und Dialektik wirkte, daß er hier durch seine am 31. October 1517 veröffentlichten, gegen Tetzels Ablasskram gerichteten Thesen sowie durch die am 10. December 1520 erfolgte Verkündigung der päpstlichen Bannbulle den Kampf gegen die römische Kirche eröffnete und daß er mit seinem am Neuschin Veranlassung 1518 hierher berufenen Mitstreitenden Philipp Melancthon gemeinsam am großen Werke der Reformation arbeitete. So unterschied sich Wittenberg auf das Wesentlichste von allen übrigen deutschen Hochschulen einmal durch die von hier ausgegangene gewaltige reformatorische Bewegung, sodann aber, in Verbindung mit dieser, durch den neuen Geist und die neue Methode, womit hier unter besonderer Pflege der namentlich von Melancthon vertretenen klassischen Studien die Wissenschaften gelehrt wurden; so konnte es nicht ausbleiben, daß die berühmte Hochschule an der Elbe bald allen übrigen protestantischen Schwärmern als Mutter voranleuchtete, der die Studierenden aus allen europäischen Ländern zuströmten; und so fällt, nachdem Wittenberg im Jahre 1817 mit der Universität Halle vereinigt worden, auch auf diese letztere ein Abglanz jener ruhmvollen Vorgangenhier.

Nicht zur gleichen Bedeutung wie die soeben behandelte ist die fast genau um dieselbe Zeit errichtete, gestiftete Hochschule zu Frankfurt a. D. emporgestiegene. Hier bestand ein anfänglich ein Gymnasium, das sogenannte „große Collegium“, welches schon 1500 die Befähigung als Universität von Papst Julius II. und die kaiserlichen Privilegien von Maximilian I. erhielt, als solche aber erst 1506 unter Kurfürst Joachim I. von Brandenburg ein-

geweiht wurde. Wegen der auch hier auftretenden Pest erfolgte 1516 ihre Verlegung nach Kottbus, von wo sie 1539 nach Frankfurt zurückkehrte. Wesentliches Abdrück erlitt diese Hochschule von gleichfalls ausgeprägter protestantischem Charakter durch die Nähe ihrer glücklicheren Rivalin Wittenberg, wo die wüßbegierige Jugend sich zu Tausenden um Luther und Melancthon sowie deren spätere Nachfolger sammelte; eine Nothlage, an der auch die 1617 erfolgte Befestigung der theologischen Lehrstühle mit Vertretern des reformirten Bekenntnisses im Gegensatz zu dem streng lutherischen Wittenberg nicht viel zu ändern vermochte. Merkwürdig ist übrigens, daß, wie die Geschichte beider Universitäten so manche äußerliche Aehnlichkeiten aufweist, auch ihr hebedürftiges Ende eine Analogie darbietet; wie Wittenberg mit Halle, so wurde schon vorher, im Jahre 1811, Frankfurt a. D. mit Breslau zusammengelegt, wobei namentlich der Umstand daß kurz zuvor, 1810, die Gründung der neuen Universität Berlin festgefunden hatte, mitbestimmend war.

Ueber Dillingen (im heutigen bayrischen Schwaben) kann mit wenigen Worten hinweggegangen werden. Von Otto Truchseß Freierborn von Waldburg und Bischof von Augsburg 1549 als Akademie gestiftet und als solche 1562 von Papst Sixtus III. bestätigt, wurde die Anstalt bald nachher durch Kaiser Karl V. zur Universität erhoben. Schon 1564 den Jesuiten überliefert, die sie bis zur Auflösung ihres Ordens im Jahre 1773 in Händen behielten, galt sie von jeher für einen Hauptstich der Reaction gegen den Protestantismus, an dem, von latinscher Theologie abgesehen, den Wissenschaften eine tregende bescheidenere Freistätte nicht geboten war. Nach ihrer Aufhebung im Jahre 1804 trat ein Lyceum an ihre Stelle.

Nicht viel wichtiger als das latinsche Dillingen war auf protestantischer Seite Helmstädt im Braunschweigischen. Schon 1570 hatte Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Ganderheim, der Stätte, wo einst die Benediktiner-Könne Koswitia lebte und diente, ein höheres Pädagogium ins Leben gerufen, welches er 1575 unter dem Namen „Julia“ zur Universität erhob und gleichzeitig nach Helmstädt verlegte, wo dieselbe bis zu ihrer 1809 durch König Jerome von Westfalen verfügten Auflösung bestanden hat. Die zunächst auf sie gestellten Hoffnungen hat die „Julia“ späterhin nicht gerechtfertigt, woran namentlich der dreißigjährige Krieg, von dessen Folgen sie sich niemals recht zu erholen vermochte, Schuld war. Gleichwohl wirkte und starb hier im 17. Jahrhundert Hermann Couring, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, gleich berühmt als Philosoph, Mediziner und Staatsrechtslehrer, und auch des wunderlichen Professors Detreis, der, halb Garlatan, halb Mann der Wissenschaft, hundert Jahre später hier sein Wesen trieb und 1809 starb, mag an dieser Stelle nicht vergessen sein. (Schluß folgt.)

Allerhand Sprachdummheiten.

Von Dr. Gustav Rukman, Stabskassendirektor und Director des Reichsarchivs in Leipzig.

Seit länger als Jahresfrist haben die Leser der „Grenzboten“ die unter obigem Titel in der Leipziger Wochenschrift veröffentlichten Aufsätze mit stetig wachsender Theilnahme verfolgt. Die ersten Gesäße, die diese Aufsätze erregten, waren freilich gemischt und nicht ganz schmerzlos; man ärgerte sich über die Pedanterie, mit der der ungeliebte „Schulmeister“ an den Ermannungen herumzürneln sich unterfang, man wurde verdrießlich über die grobe Rücksichtslosigkeit, mit der der unheimliche „Detektiv“ aller Sprachverbrechen unter „Sprachgewissen“ drangsalirte oder, wie er sagen würde, bedrängte; aber allmählich legte sich der Verdruß, das Sprachgewissen wurde wirklich erweckt, und als die Leser dieser Aufsätze den letzten Heft von Abneigung gegen den Judicmeister überwanderten hatten, sahen sie plötzlich den Abend, an dem sich unsere Sprache, unser kostbarer Volksschatz, unsere Muttersprache bewegt, klar vor Augen.

Die Früchte dieses unerschrockenen Vorgehens durften nicht auf den Beschränkten einer Wochenschrift beschränkt bleiben, durften nicht mit den grünen Heften wieder verschwinden. Schon während des Erscheinens der Aufsätze gingen an den Verleger der „Grenzboten“ vielfache Anfragen wegen einer Buchausgabe. Viele von denen, die es eifrig mit unserer Sprache meinen, hatten das Gefühl, daß wir vor einer Gefahr ständen und daß der Verleger jener Aufsätze den rechten Augenblick das Signal zur Um- und Einkehr gegeben habe. So ist aus dem losen aneinandergerathenen „Sprachdummheiten“ ein handliches Buch geworden, dessen Rebenittel lautet: „Klein deutsche Grammatik des Zweifelhafsten, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für Alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen.“

Wir wollen gleich hervorheben, daß sich die zweite Hälfte des Rebenittels zunächst an die Tagespresse, die Parlamentarier, die politischen Rammelehrer, die in Zeitungen das Wort führen, die Juristen, die Geistlichen sowie sie in der Synoden sprechen, die Stadtverordneten

und die Vereinsvorsitzenden richtet, und in seinen Erörterungen zu den besten Rekruten richtet. Dr. Baumann seine schärfsten Angriffe gegen die Zeitungen, die er in erster Linie für die Sprachverderbnis unserer Zeit verantwortlich macht. Dieser Angriff darf uns nicht hindern, der ehelichen Bestrebungen des Sprachmeisters unsere volle Anerkennung zu spenden, und wir dürfen es um so mehr, als die Redakteur der „Post“, soweit es uns oberster Grundslag, die fünfjährige Kollektion der Tagesnummer im Einklang mit den hiesigen Zeitabteilungen zuläßt, ebenso ehelich bemüht sind, die Auswüchse im Stil der ihnen überbesetzten und zugeträgten Korrespondenzen und Nachrichten nach Kräften zu besänftigen. Daß aber auch die aufmerksame Redaktion den stark semitisch gefärbten Deutsch der Wiener Tagespresse gegenüber wehrlos ist, wird selbst Herr Dr. Baumann einräumen müssen, wenn er erzählt, daß sich die telegraphischen und hiesigen Meldungen aus Wien zumeist in die letzte Stunde vor Schluß der Redaktion sämtlicher, Nachmittags erscheinenden Zeitungen zusammenhängen. Ebensoviele wie die Telegraphenbüros nach Hause aus, immer die Zeit, alle genauhaften Vorbildungen des Telegraphenbüros, wie z. B. das abgelaufene Verlegertagswort „Vätermeldung“, das Herr Dr. Baumann noch nicht zu kennen scheint, regelmäßig auszunutzen. Aus den Geheimnissen der Redaktion wollen wir ihm bei dieser Gelegenheit auch verraten, daß in diesen Tagen aus Anlaß des hiesigen Geburtsfestes ein Telegramm des Wolff'schen Bureau die Meldung gebracht hat, daß ein Wiener Professor dem „Geburtsstager“ einen Glückwunsch geschickt hat. Den „Geburtsstager“ hat Herr Dr. Baumann gewiß noch nicht und er wird uns für diese hübsche Vereinerung seines Herbariums der „Schreibsprache“ dankbar sein.

Weit entfernt, seine Beobachtung, seine Sammlungen und seiner heiligen Born in die Paragraphen einer Grammatik einzuschächeln, hat er die Verbindungen gegen den Geist unserer Sprache, gegen ihre geschichtliche Entwicklung und den guten Geschmack unter Schlagworten zusammengefaßt, die jenen Irrenden und Schwankenden es leicht möglich machen, sich zu orientieren und festen Boden zu gewinnen. Seine Beispiele hat er alle aus Druckerzeugnissen der letzten Jahre gesammelt. Mit richtigem Takt — denn er will nicht verlegen, sondern ehelich der guten Sache dienen — hat er niemals seine Quellen citirt; aber dem Kenner der Tagesliteratur wird sehr oft die Abreife bekannt sein, an die seine Stelle gerichtet sind. Hält er sich in diesem didaktischen Teile seines Buches in den Grenzen einer strengen Objektivität, so schüchtern und dafür in der Einleitung sein Herz aus, und in der Einleitung finden wir so viele beherzigenswerte, nicht allein auf die Sprache, sondern auch auf unser ganzes Volkswesen bezügliche Lehren, daß wir einige Stellen daraus wörtlich wiedergeben. Der Verfasser hat hier einen Muth und eine Unabhängigkeit des Urtheils gezeigt, daß man ihm in unserer Zeit der Halbheit und der Versteinerung volle Anerkennung schuldet und verpflichtet ist, sie öffentlich auszusprechen.

„Lieber unsere Ausländer, über diese Erbsschwärze der Deutschen — sagt Baumann — ist schon viel gesagt worden, aber immer vergebens. Der Deutsche mag so alt werden, wie er will, er wird immer und ewig der Afte der andern Nationen bleiben, was immer das, was andere Völker haben, für besser, feiner und vornehmer halten, als was er selber hat. Wenn er ein paar Monate im Auslande zugebracht hat, so thut er bei seiner Rückkehr, als ob er keine Mutterprache verlernt hätte; bleibt er vollends draußen, so hat er nichts Böhleres zu thun, als den Deutschen auszugehen und in der Sprache, in den Sitten und den Gebräuchen des Auslandes aufzugehen. Man hoffte, daß darin nach dem deutsch-französischen Kriege eine Wendung zum Besseren eintreten, daß sich der Deutsche zu etwas Nationalstolz aufrichten würde. Aber die Hoffnung ist ganz vergeblich geblieben. Die alte Schulmeinung, daß ein „politischer Aufschwung“ immer auch das ganze Gesellschaftliche einer Nation emporgeloben muß, hat sich bei uns gründlich als Aberglaube erwiesen. Wo ist das nationale Drama, wo ist die nationale Kunst geblieben, die man 1870 erwartete? Sie sollen noch heute kommen. Von politischer Machtverbödigung eines Volkes eine Erhöhung und Vervollständigung seines gesungen Lebens zu erwarten, ist ebenso fahlich, wie wenn man etwa von einer Schule einen großen Aufschwung und Aufschwung erwartet, wenn sie aus einem alten bestehenden Hause, worin sie jahrhundertlang zu gebracht, in einen „zeitgemäßen“, neuen, prächtigen Schulpalast überfiedelt. Auch da bleibt innerlich und im Kern ebendoblich alles beim Alten. Nationalstolz liegt nun einmal nicht im Wesen des Deutschen, er fürchtet sich womöglich davor, fürchtet, man möchte ihm am Ende „Chauvinismus“ vorwerfen. Wir stehen seit 1870 so tief oder vielmehr tiefer in der Ausländererei drin als je. Auch von uns gilt das Wort des Horaz: „Graecia capta victorem cepit.“

„... Sprachfehler sind zu allen Zeiten gemacht worden. Auch unsere großen Schriftsteller haben zuwetlen (wie die großen Künstler sich zuwetlen vergehnet haben), und es kann nichts Verlehetes geben, als sich, wie es so oft geschieht, zur Verlehetung eines Fehlers auf einen großen Schriftsteller zu berufen; ein Fehler bleibt ein Fehler, was ihn geschrieben haben, ver da will.“

Zur Charakteristik vieler hervorragender Vertreter unserer belletristischen Literatur schreibt Baumann: „Spricht wirklich einmal ein sprachkundiger Kritiker offen einen Tadel über die sprachliche Darstellung aus, was geschieht dann? Sofort schreibt der Verfasser des Buches über Schulmeister, Pedanterie, erklärt Verstöße gegen die grammatikalische Richtigkeit und den guten Geschmack, die ihm nachgewiesen werden, für seine „stilistische Eigen-

art,“ die er sich nicht antasten und verflümmern lassen werde.“

In diesen Sätzen können wir noch einen weiteren Beitrag liefern. Es sind Fälle vorgekommen, daß sich Romanschriftsteller, die wegen ihres jämmerlichen geschmacklosen Stils, und ihrer Unkenntnis der Grammatik berichtigt, aber gerade in der Wöde sind, bei Verkäufen ihrer Fabrikate an Zeitungsverleger und Buchverleger ausdrücklich ausbedungen haben, daß an ihren Manuscripten nichts geändert werden dürfe!

Trotz seines energischen Vorgehens hat Baumann keine Hoffnung auf baldige Besserung. Er erkennt am Schluß seiner Aufstellungen an das Wort des Kaisers zur Schulreform, daß er die Knaben nicht zu jungen Römern und Griechen, sondern zu jungen Deutschen erziehen habe wolle, und sagt dann weiter: „Wenn die maßgebenden Kreise so schnell als möglich den Wunsch unferes Kaisers erfüllen, den deutschen Unterricht zum Mittelpunkt unferes gesamteten höheren Unterrichts zu machen, so wäre etwa in einem Monatsalter wieder auf eine Besserung unferer Sprachzustände zu hoffen, früher nicht.“

Den Red seines Buchs kennzeichnet Baumann selbst mit folgenden Worten: „Es will nur anregen, die Klagen öffnen, das Sprachgewissen anflachen, es will ein Nothmittel sein gegen den vorhandenen Nothstand.“ Und daß Baumann trotz aller Schulmeister kein Schulmeister, sondern ein sein empfindender Sprachkünstler ist, der mit langirer Liebe in das gemüthvolle Wesen unferes Sprachgeistes eingedrungen ist, leht sein das ganze Gedächtnis fähender Schlusstein: „Wo (in Meinungsverschiedenheiten über die Richtigkeit) Logik und Kunst ist, von dem Vortrag freitran, hat stets die Kunst das entscheidende Wort zu sprechen; denn der Gebrauch der Sprache ist eine Kunst, und in aller Kunst sind die obersten Gesetze die Gesetze der Schönheit.“

Das Buch ist nach seinem Inhalt und seiner Abicht auf die Verbreitung in den weitesten Kreisen unferes Volkes angelegt. Es verdient diese Verbreitung, hundertmal mehr als das mit allen Mitteln der Reklame in die Höhe gebrachte Buch „Kombodant als Erziehler“. Diese Schrift hat das nationale Leben der Gegenwart in einem Herrspiegel gezeigt, es hat den Pessimismus mit allen Künsten einer diabolischen Dialektik gedährt, aber keinen Weg zur Besserung und zur Erhebung gewiesen, sondern immer nur die todben Worte „Unlehre“ und „Individualismus“ gesammelt. Baumanns Buch ist ein Wegweiser, der uns aufwärts führt. Es ist eine praktische Weisheit der deutschen Sprache, und hat man erst eine reine deutsche Sprache, so werden wir auch nicht mehr auf die Worte verlegen sein, mit denen wir unfer nationales Bewußtsein vor der Ausländererei vertheidigen können.

Ein kritischer Augenblick.

Aus dem Leben Louis Blancs, des bekanneten Spielpächters, erzählt man nachstehende Begebenheit: Kurz nachdem Marc in Hamburg die grünen Tisch aufgestellt hatte, tauchte dort ein französischer Graf auf, der nicht nur durch seine herkömmliche Geistes, sondern auch durch sein leidenschaftliches Spiel Ansehen erreichte. Tag für Tag saß er bis in die späte Nacht am Roulette; anfangs gewann er große Summen, dann aber verließ ihn das Glück. Er verlor alles, und da er die am Orte gemachten Schulden nicht bezahlen konnte, so beschloß er Hamburg zu verlassen und in Monaco weiter zu spielen.

Dann jedoch brauchte er Geld und das sollte Blanc selbst ihm schaffen. Er ging eines Morgens sehr früh in dessen Wohnung und verlangte ihn zu sprechen, wurde aber von dem Diener mit dem Bemerken abgewiesen, sein Herr entfange Niemand vor zehn Uhr.

Die Vernehmung des Grafen, es handelte sich um eine wichtige Mitteilung und der Empfang eines guten Einkommens machten den Grafen doch schließlich willfährig und er ließ den Franzosen in das Schlafzimmer seines Herrn ein. Blanc schloß noch, erwachte jedoch durch das Geräusch und riene verwundert auf den frühen Besuch, der ruhig und fiarrte verwandelt an der Schüssel zu sich steckte und sich neben dem Bett auf einen Sessel niedersel. Etwas verblüfft über dieses sonderbare Benehmen fragte der Spielpächter nach seinem Vergeh. „Mein werther Herr Blanc,“ antwortete der Graf, „Sie sehen mich in großer Verlegenheit. Ich brauche sofort 10 000 Francs und hoffe sie von Ihnen zu erhalten.“ — Blanc weigerte sich entschieden, diesem Ansinnen zu entsprechen, da er keine Lust hatte, sein Geld an den verführtenen Cavalier zu verlieren.

„Sie wollen also wirklich nicht?“ fragte der Graf. „Nein!“ — „Gut!“ — Und ohne ein weiteres Wort stand der Franzose auf, nahm einen Hammer und einen großen Nagel aus der Tasche und begann letzteren in die Wand einzuschlagen. Blanc wurde die Situation ungemüthlich. „Ich muß sie dntagen bitten, das Zimmer zu verlassen,“ sagte er, „sonst zwngen Sie mich, den Diener zu rufen.“ — „Hun Sie es nur!“ war die gelassene Antwort. „Ehe der Diener aber die Thür gelprängt hat, sind Sie ein todter Mann, das schwöre ich Ihnen.“ — „So sagen Sie mir wenigstens, was Sie mit dem Einschlagen des Nagels bezwecken!“ — „Sie daran aufzuhängen, wenn ich nicht binnen zehn Minuten das verlangte Geld in Händen habe!“ — eingeknete der Franzose mit größter Kaltblütigkeit. Er saß dabei so drohend und entschlossen aus, daß der bestürzte Blanc es für gerathen hielt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Hastig an den Schreibtisch eilend, entnahm er demselben ein Paket Banknoten, die er dem Grafen eingehändigte. „Nun aber

geben Sie!“ drängte er dann mit einem ängstlichen Seltsenblick auf den Nagel. Der Franzose verbeugte sich höflich: „Besten Dank, mein werther Herr Blanc, und tragen Sie mir den kleinen Scherz nicht weiter nach!“ — Damit war er verschwunden und Blanc hat ihn nie wiedergelesen.

Der Einfluß des Zeitungswesens.

Klaus Groß sagt in der „Deutschen Schrift für Literatur und Kunst“:

„Zeitungen sind ein notwendiges Uebel.“ Mit diesen Worten könnte ich Alles ausprechen, was ich auf die Frage, welche die Uebelstiftung aufstellt, aus langjähriger Erfahrung zu antworten habe. Und demnach verdanke ich den „Zeitungen“ für meinen abnormen Bildungsgang mehr, als irgend einem Menschen. Lehrer habe ich nicht gehabt, was ich lernen und wie ich lernen sollte, das mußte ich allein herauszufinden. Aus Zeitungen, oder sagen wir lieber Zeitschriften, lernte ich, was damals in den dreißiger Jahren die literarische Welt bewegte, denn ein politisches Interesse gab es nicht als die Belagerung der Citadelle von Antwerpen und den Türkenkrieg.

Ich war als Fünfzehnjähriger, genau wie Friedrich Hebbel, Schreier in einer Kirchspielvogtei. Mein Reich kümmerete sich um meine Bildung. Mein Prinzipal sprach, außer geschäftlichen, kein Wort mit mir. In vielen biographischen Mittheilungen über mich heißt es: in der Bibliothek seines Kirchspielvogts fand der junge Schreier, was er suchte, die Klassiker deutscher Dichtung, Schiller und Götthe. Das war keineswegs der Fall, nur Lessings Nathan und Wielands's Nathan fand ich. Mein, die Schatepeare, Richardson u. A. suchte und fand ich, nachdem ich aus den Zeitungen geleht hatte, was ich suchen mußte. Mein Prinzipal war nämlich Absomment in einem Journalisten, und mit ohne seine Erlaubnis war ich ein ebenso eifriger Leser, wie er. Das Morgenblatt, die Abendung, Gutzows, Raubes, Kästn's Zeitschriften waren meine tägliche Lectüre. Goethe's Tod fiel in die Zeit; vielleicht wurde davon in ganz Dithmarschen Niemand so erschüttert, wie ich in der umfanfte feine Schreier in der Kirchspielvogtei des Flandens Berde. Das wurde nicht damals über Goethe geschrieben, für und wider ihn? Wasche es recht sein oder falsch, man lernte ich kennen. Manche wie Schiller spannen den Faden weiter, es war von subjektiver und objektiver Dichtung die Rede und Streit über Charakter und verhältnismäßige Größe beider Verrten, und man lernte sie lesen mit erneuter Interesse.

Aber auch die neue Zeit drängte herein. Ich las zum ersten Male etwas von Heine, es war seine Phantasie über Bagamini's Spiel, ich war wie trunken von dieser bewundernswürdigen Prosa.

Doch genug. Man sieht, daß ich Ursache habe, den Zeitschriften dankbar zu sein. Nicht bloß als späterer Boet, denn auch für wissenschaftliche Studien fand ich hier Anlaß und Richtung, und mehr bedurfte ich nicht, ich verstand auf eigene Faust zu lernen. Und nun? Und jetzt? -- Ich habe allerdings, als ich in fünfzigjähriger Einlankeit auf der Insel Fezmann meines Duldorns ausarbeitete, wohl Hunderte von Büchern und nie eine Zeitschrift geleht, auch später noch manche Jahre nicht. Jetzt lese ich täglich, wenn ich Vorlese, Kaffee, Bier oder Wein trinke, meine Zeitungen, und möchte sie so wenig entbehren, wie das Andere, aber trotzdem hat sich mit nach und nach immer feher die Ueberzeugung aufgedrängt: „Zeitungen sind ein notwendiges Uebel.“

Nachdem der Dichter des „Auldorin“ sich auch noch über die nicht hinweg zu leugnenden Schäden des Zeitungswesens äußert, als deren gewichtigste er die Verflachung des Gedachnides und die Verflachung des Geistes, sowohl bei den Zeitungsschreibern wie bei den Zeitungslern bezeichnet, kommt er zu dem folgenden Schlusse: „Entbehren können wir die Zeitungen nicht. Wer nicht liebt, der lebt nicht. Er ist nicht mit in der Welt, und ob er in den Himmel kommt, ist eine Frage. Ehemals stand das freilich anders wie jetzt. So schrieb mein berühmter Landsmann Klaus Harms 1843 in seinem herrlichen Volks- und Schullehrbuch, denn nun auch schon antiquirten „Enomen“, ehemals kann ich wiederum gegenwärtig geworden, denn es ist selbst doppelt und dreifach werden geworden: Wer nicht liebt, der lebt nicht. Niemand kann es hindern, daß gut und schlecht durcheinander geleht werden. Hoffen wir, daß das Gute als das Stärkere zuletzt die Oberhand behält.“

Vermishtes.

Erklärtlich. Dame: „Dauert es lange, wenn man eine Dame malt?“ Junger Maler: „Wenn sie hübsch ist, dauert es sehr lange.“

Schmerzlichhaft. Bürgermeister aus der Provinz: „Ich werde mit die Freiheit nehmen, — lagen Sie dies der Frau Grafin! Doch, a propos, wissen Sie nicht, erheikt man in großer Völkerei?“ Diener: „Warum nicht gar — kein Schelm im Betragen — die Frau Grafin hat gesagt, movent Abend fünf Abemuh G'sicht!“

So lo glich. Der kleine Hans (im Tiergarten): „Wate, warum heißt man die Flehen eigentlich Ramelei?“ — Herr Sülle: „Warum? Weil sie 14 Tage ohne Saufen aushalten können.“

Franz Hauptmann (zum Buschen): „Saben Sie meinen Mann im Wder angeht und ihn gelast, daß er legentlich heimkommen soll?“ — Zu Wder: „Dob's aber nit ausbrüeten können, der Herr Hauptmann war gar nit im Wder.“ So bod mer's aber eh schon dacht, weil er im Hirden zum Heiter raus a'dant hat.“

Der verzerrte Professor. Eine Dame sagt zu ihrem Tischgenossen: „Ich glaube, lieber Professor, daß wir in gleichem Alter sind?“ — Professor (schmerzhaft): „Das fürcht es sich.“

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. E. Jerusalem.

Druck von H. Metzgermann in Halle. Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 18, geöffnet Morgens von 7—12 Uhr, Nachmittags von 2—7 Uhr.